



**JOHN**

**LUTZ**

**KALTES  
VERLANGEN**

**Weltbild**

## Der nervenaufreibende Thriller um verborgene Leidenschaften

David und Molly Jones sind glücklich verheiratet und leben mit ihrem dreijährigen Sohn Michael in New York. Da tritt Deirdre Grocci in ihr Leben. Sie ist Davids Exfrau, die er vor vielen Jahren wegen ihrer zur Gewalt neigenden sexuellen Vorlieben und ihrer extremen Stimmungsschwankungen verlassen hat. David hatte sie inzwischen fast vergessen. Deirdre dagegen kennt nach ihrem Ausbruch aus der Psychiatrie nur noch einen Gedanken: Sie will David wiederhaben.

Doch sie hat Molly unterschätzt, die nicht zulassen will, dass ihre Familie zerstört wird. Da greift Deirdre zu ihrem letzten Druckmittel: Sie entführt den kleinen Michael ...

»Zweifellos ein Bestseller.« Publishers Weekly

John Lutz

# Kaltes Verlangen

Krimi

Aus dem Englischen von Sepp Leeb

**Weltbild**

## Der Autor

John Lutz, geboren 1939 in Dallas/Texas, übte neben vielen anderen Berufen auch den als Polizist aus. Seit 1975 arbeitet er als selbstständiger Autor. Seine Romane mit der Hauptfigur Alo Nudger zählen zu den besten im Krimi-Genre der letzten Jahre. John Lutz wurde mit dem Edgar-Allan-Poe-Award, der höchsten Auszeichnung für Kriminalromane in den USA, geehrt.

Die englische Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel The Ex.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 1996 by John Lutz

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by Arrangement with John Lutz

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Sepp Leeb

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-202-5

This is the very ecstasy of love,  
Whose violent property foredoes itself,  
And leads the will to desperate undertakings.

Das ist die wahre Raserei der Liebe,  
Die sich zerstört in ihrem Ungestüm  
Und treibt den Willen zu Verzweiflungstaten.

– Shakespeare, Hamlet, 2. Akt, 1. Szene

# 1

Die auf Masten angebrachten Sirenen, die über ganz Edwinstville verteilt waren, gaben ein konstantes, synchrones Heulen von sich. Auf den regennassen Straßen waren kaum Menschen, und der Regen, der aus den niedrigen dunklen Wolken herabprasselte, schreckte jeden ab, der sonst die eindringliche Warnung der Sirenen vielleicht in den Wind geschlagen hätte. Im Westen spalteten Blitze den Nachthimmel, und der Sturm piffte durch die Bäume, brauste auf dem State Highway 103 durch das Gewerbegebiet bis zu der Stelle, wo er in die Main Street übergang, riß das Schild von Alison's Auto Service um und wirbelte die Sperrholzplatten durcheinander, die hinter dem Baumarkt gestapelt waren. Eine leere Budweiser-Dose schepperte die Main Street hinunter, sauste in hohem Bogen durch die Luft, wenn sie über den Randstein flog oder von einer Gebäudefassade abprallte, und schlitterte dann wieder über den nassen Gehsteig, als suchte sie verzweifelt Unterschlupf.

In den Hügeln hinter Edwinstville lief ein drei Meter hoher Drahtmaschenzaun mit Bandstacheldraht oben drauf durch den dichten Wald. Mit Ausnahme der Stelle, wo er durch das schöne schmiedeeiserne Eingangstor des State Institute for Mental Health durchbrochen wurde, war kaum etwas von dem Zaun zu sehen, obwohl er ganz um den großen Ziegelbau der Nervenheilanstalt herumführte, in deren Stationen Menschen, die vom Staat als potentielle Bedrohung eingestuft wurden, eingesperrt und, in den meisten Fällen, psychiatrisch behandelt wurden.

Auf der Anhöhe, auf der die Anstalt lag, war das warnende synchrone Heulen der Sirenen nicht so durchdringend, aber die von Blitzen erhellten dunklen Wolken, der ständig stärker werdende Wind und der fast waagrecht durch die Luft gepeitschte Regen verbreiteten die gleiche an Panik grenzende Angst, die von der kleinen Stadt unter ihr Besitz ergriffen hatte. Patienten in einheitlich grauer Anstaltskleidung wurden im Speisesaal zusammengetrieben, wo Wärter in weißen Kitteln herumhasteten und für Ruhe zu sorgen versuchten. Einige Patienten ließen sich jedoch nicht beruhigen und mußten festgebunden werden. Andere waren wie betäubt von dem, was geschah, und saßen vornübergebeugt auf Stühlen oder auf dem Boden, umklammerten ihre Knie, hielten die Köpfe gesenkt und zogen sich an irgendeinen sicheren Ort in ihrem Innern zurück. »Das ist Gottes Vergeltung!« schrie ein alter Mann mit kahlrasiertem Schädel, der zwei Wärtern, einem großen Mann namens Sam und einer stämmigen Frau namens Dora, zu entkommen versuchte. Während Dora den alten Mann mit einem Lächeln ablenkte, versuchte Sam, ihn zu packen und ihm die Arme an die Seiten zu drücken, aber der Mann entwand sich ihm und sprang flink auf einen Tisch. »Das ist Gottes grausame Vergeltung! Ich habe meine Frau und meinen Onkel gewarnt, als sie mich hier eingeliefert haben! Ich habe diesem Trottel von Doktor genau erklärt, warum sie mich loshaben wollten! Sie hat es auf mein Geld abgesehen – das weiß Gott ganz genau!«

Dann setzte ein fürchterliches Hämmern ein, und Glas zersprang, als eins der vergitterten Fenster nachgab. Mit jedem Windstoß prasselte der Regen, der von großen,

unregelmäßig geformten Hagelkörnern durchsetzt war, in wütenden Salven auf das Dach und gegen die Westfassade des Gebäudes. Wie ein Sturmfeuer aus tausend Maschinengewehren.

Dann hörten der Regen und der Hagel schlagartig auf, der Wind ließ nach, und bis auf das Heulen der Sirenen wurde es völlig still.

Selbst der alte Bote Gottes wurde zum Schweigen gebracht von der totalen Stille und der stickigen, aufgeladenen Atmosphäre, die das Atmen zur Plage machte und auf der Haut ein Prickeln verursachte.

Irgendwie merkten es die Patienten vor den Wärtern. Hände flogen entsetzt an Lippen und Schläfen. Augen wurden aufgerissen. Münder öffneten sich, als wollten sie schreien, kamen aber nicht mehr dazu. Die Zeit reichte nicht.

Eine dunkle Trichterwolke hatte sich aus dem Nachthimmel herabgesenkt und brauste von Westen auf die Anstalt zu. Unter den Dingen, die der Tornado wirbelnd mit sich riß, waren ganze Bäume und ein sich überschlagender Kombi, dessen Scheinwerfer noch brannten. Als er die Anstalt erreichte, schoß der Drahtmaschenzaun wie eine zuschlagende Schlange in den Himmel hoch und verschwand in der Finsternis.

Das Brausen wurde ohrenbetäubend, die Lichter wurden schwächer, und dann explodierte die Westseite der Anstalt nach außen. Das Monster aus den Wolken tobte und heulte so wild, daß keine Schreie zu hören waren. Zeit und Menschen und Steine und Erde und Himmel wirbelten vereint durch das Dunkel. Man konnte nichts tun, als sich irgendwo festhalten. Aber es gab nichts, um sich festzuhalten.

Als alles vorbei war, verstummten die warnenden Sirenen in der Stadt. Der Wind hatte aufgehört, und der Wolkenbruch war nur noch ein kühler, steter Regen, der auf die Trümmer der Anstalt herabfiel. Im Mondlicht, das inzwischen durch die dunklen Wolken drang, bot sich ein Bild der Zerstörung, verstreut herumliegende Ziegel, schroff hervorstehende Balken und Wandverkleidungen, verschlungene Spiralen aus Drahtmaschengeflecht. Die einzigen Geräusche waren das Plätschern des Regens und das Stöhnen derer, die unter den Trümmern noch lebten. In einem neuen dunklen und tragischen Traum umherirrend, stolperten ein paar schemenhafte Gestalten durch die Nacht.

Eine Hand legte sich um ein zersplittertes Holzstück und schob es beiseite. Auch die Überreste eines Holztisches aus dem Speisesaal wurden aus dem Weg geräumt, langsamer jedoch und mühevoller.

Lose Ziegelsteine schabten und schlugen gegeneinander, und aus den Trümmern erhob sich eine hochgewachsene Frau mit wilder Mähne und wildem Blick. Unter den Schmutzflecken und der dunklen Blutspur, die sich von ihrem Haaransatz nach unten schlängelte, hatte ihr Gesicht ausdrucksstarke Züge, mit weit auseinanderstehenden Augen, ausgeprägten Backenknochen und einem energischen Mund. Unter anderen Umständen hätte sie schön sein können.

Einen Moment stand sie reglos da. Dann sah sie sich zögernd um, und über ihr verdutztes Gesicht legte sich allmähliches Begreifen. Ohne auf das Stöhnen oder die

vereinzelt Hände zu achten, die sich ihr hilfeschend entgegenreckten, begann sie sich vorsichtig durch die Trümmer zu tasten.

Sie hatte die Ruinen der Anstalt fast hinter sich gelassen, als sie plötzlich etwas am Weitergehen hinderte. Sie blickte zu Boden und sah eine aus einem weißen Ärmel hervorstehende Hand, die das Hosenbein ihrer grauen Anstaltskleidung gepackt hatte. Es war Sam, einer der Wärter, der unter einem Haufen aus Ziegeln und zerborstenen Balken eingeklemmt war. Nur sein Kopf und sein rechter Arm waren frei. Er sah flehentlich zu ihr hoch.

»Deirdre!« stieß er mühsam hervor. »Geh nicht weg. Tu's nicht. Bitte nicht!«

Mit kalten grünen Augen sah die Frau auf ihn hinab. Sie versuchte weiterzugehen, aber er ließ ihr Hosenbein nicht los.

»Deirdre ... bleib, wo du hingehörst!«

Sie versuchte nicht mehr länger, sich loszureißen. Statt dessen bückte sie sich und hob von den Trümmern zu ihren Füßen einen Ziegelstein auf. Eigentlich waren es zwei Ziegel und ein halber, die noch von Mörtel zusammengehalten wurden. Sie hob den Mauerbrocken mit beiden Händen über ihren Kopf und sah auf Sam hinab.

Er begriff, was sie vorhatte, und sah halb entsetzt, halb resigniert zu ihr hoch. Dann schloß er die Augen, und sein Gesicht war ganz ruhig, als sie die Ziegel auf seinen Kopf hinabschleuderte. Blut, das in der Nacht schwarz aussah, bespritzte das rechte Bein von Deirdres grauer Anstaltshose, und die Faust, die sich in den Stoff krallte, ging langsam auf. Die Frau setzte ihren Weg fort, schneller inzwischen und mit energischeren Bewegungen.

Nach wenigen Minuten war sie im dunklen Wald hinter dem herausgerissenen Zaun verschwunden.

## 2

Das Mondlicht machte die ohnehin schon gedämpfte Beleuchtung im Terrace Top Restaurant in der Downtown von Saint Louis noch weicher. Obwohl es seit dem heftigen Unwetter letzte Woche fast jeden Tag geregnet hatte, waren für diesen Abend nur mit fünfzigprozentiger Wahrscheinlichkeit leichte Schauer angesagt, weshalb mehrere Gäste hinter den Glaswänden des Dachrestaurants im Freien aßen und den atypisch kühlen Sommerabend genossen.

Christine Mathews saß mit einem halben Dutzend Arbeitskollegen an einem der weiß gedeckten Tische im Freien. Sie waren gerade mit dem Essen fertig geworden und sahen, in eine angeregte Unterhaltung vertieft, auf die hell erleuchtete Skyline der Stadt hinaus. Zwanzig Stockwerke tiefer, in östlicher Richtung, lag der Mississippi schwarz und schimmernd im Mondschein. Die Positionslichter der Schlepper zogen stromaufwärts, und am anderen Ufer, in East Saint Louis, legte gerade der Vergnügungsdampfer Casino Queen ab.

»Von hier oben ist Saint Louis eine wunderschöne Stadt«, sagte Chad Brent, ein Logistik-Experte, der auf der anderen Seite des Tisches saß. Sie waren in das teure Restaurant gekommen, um seinen Geburtstag zu feiern. Christine wußte, daß er in sie verschossen war, aber er keine Chance hatte. Chad war ein netter Kerl und sah ganz passabel aus, aber er war einfach nicht ihr Typ.

Christine, eine hübsche Blondine Anfang Zwanzig, mit einer etwas zu großen Nase, die sie mit einem dichten Pony kaschierte, und mit einer eher üppigen als modischen Figur unter ihrem marineblauen Kleid, sah von Bill, Yolanda und Terry zu Burt und Jennifer. Die Leute, die mit ihr am Tisch saßen, waren zwar nicht unbedingt enge Freunde, aber sie pflegten einen locker-kameradschaftlichen Umgang, der sich in unzähligen gemeinsamen Überstunden entwickelt hatte. Und sie mußten in ihrer Firma, Davison Tire and Rubber, oft Überstunden machen.

Der Kellner, ein junger Mann mit glattem schwarzem Haar, nahm ihre Bestellungen für Kaffee und Nachtisch entgegen. Christine machte gerade eine Diät und widerstand seiner Empfehlung, die Schokoladencreme mit Himbeeren zu versuchen, bestellte nur einen Cappuccino. Terry begann über den neuen Flachprofil-Gürtelreifen zu reden, den die Firma gerade entwickelte. Das interessierte Christine, die in der Buchhaltung arbeitete, nicht besonders. Sie entschuldigte sich und stand auf.

»Es wird langsam Zeit, daß ich meinem Laster fröne.« Sie war die einzige am Tisch, die nicht im Zug der neuen Betriebspolitik zu rauchen aufgehört hatte.

»Für deine Gesundheit wäre es bestimmt besser, wenn du hier bleiben würdest«, sagte Yolanda. Sie hörte sich an, als meinte sie es ernst. »Nicht umsonst sagt man zu diesen Dingen auch Sargnägel. Sie nehmen dir garantiert was von deiner Lebenserwartung.«

Chad machte Anstalten, ebenfalls aufzustehen. »Soll ich dir Gesellschaft leisten?«

Yolanda, die Chad gut leiden konnte, lächelte und drückte ihn behutsam wieder auf seinen Platz nieder. »Wenn du weiter so viel passiv rauchst, lebst du nur geringfügig

länger als sie.«

»Ganz richtig«, sagte Christine rasch, um Chad davon abzuhalten mitzukommen.

»Außerdem, bis der Kaffee kommt, bin ich wieder zurück.«

Sie entfernte sich vom Tisch und ging auf eine bepflanzte Fläche zu, die das Restaurant vom restlichen Dach abgrenzte. Vielleicht wäre es sogar erlaubt gewesen, am Tisch zu rauchen, aber sie hatte nirgendwo einen Aschenbecher gesehen. Außerdem wußte sie, wie sehr sich die anderen durch den Rauch gestört fühlten, seit sie zu rauchen aufgehört hatten. Sie sah sich kurz um, ob Chad es sich nicht anders überlegt hatte und ihr folgte.

Voller Erleichterung, daß sie allein war, ging sie zwischen zwei Zierbäumen hindurch und dann durch ein Bogenspalier, an dem aus großen Keramiktöpfen Kletterpflanzen emporrankten. Der Kiesbelag des Dachs knirschte unter ihren Sohlen, als sie sich so weit hinter die Zierbepflanzung zurückzog, bis sie vom Restaurant nicht mehr zu sehen war — wie eine Sünderin auf der Suche nach etwas Abgeschlossenheit.

Die Nachtluft war feucht, aber frisch. Christine atmete tief ein und sah mit einem zufriedenen Seufzer auf die Stadt hinaus. Eine Zigarette und dann ein Cappuccino wären der perfekte Abschluß für diesen Tag. Nikotin und Koffein. Vielleicht hatte Yolanda recht, was die kürzere Lebenserwartung anging. Sie wühlte in der Handtasche nach den Winstons und ihrem Feuerzeug, fand die zerdrückte Packung und bekam fast Panik, als sie sich leer anfühlte. Doch als sie das Päckchen aus der Handtasche zog und ganz aufriß, entdeckte sie eine letzte Zigarette.

Sie fand auch das Feuerzeug und stellte sich an das niedrige Eisengeländer, um die Aussicht zu genießen, während sie sich die Zigarette anzündete. Die Casino Queen war ein gutes Stück stromaufwärts gefahren.

Ein leises Geräusch ließ sie herumfahren. In der einen Hand hatte sie die noch nicht angezündete Zigarette, in der anderen das Feuerzeug.

Aus dem Dunkel unter dem Spalier kam eine hochgewachsene Frau hervor. Als sie ins Licht trat, sah Christine, daß sie sehr hübsch war. Sie trug eine dunkle Hose und einen leichten Pullover und hatte sich ein buntes Tuch um den Hals gebunden. Ihr schulterlanges rotes Haar fiel ihr auf einer Seite weit ins Gesicht und erinnerte Christine, die eine Schwäche für alte Filme hatte, an eine Schauspielerin aus den vierziger Jahren, an deren Namen sie sich jedoch nicht mehr erinnern konnte.

Die Frau lächelte sie an.

»Wo wir Raucher uns heutzutage überall verkriechen müssen, bloß um eine Zigarette rauchen zu können!« sagte Christine. Sie spürte, daß die Frau sie genau beobachtete, als sie ihr Feuerzeug anschnippte und an ihre Zigarette hob.

Als sie inhalierte, ausatmete und das Feuerzeug in ihre Handtasche fallen ließ, stellte sie fest, daß die Frau keine Zigarette in der Hand hielt. Sie machte einen sympathischen Eindruck, als sie lächelnd auf Christine zukam.

»Sie sind Christine Mathews, nicht wahr?« fragte sie. »Chrissy?« Christine war überrascht. Und neugierig. Sie versuchte sich zu erinnern, woher sie die Frau kannte.

»Ja, das bin ich«, sagte sie. »Allerdings gibt es nur wenige Leute, die mich Chrissy

nennen.«

»Wie jung Sie sind«, sagte die Frau. »Ich wußte, daß Sie jung sind.« Sie lächelte immer noch.

»Kennen wir uns?« fragte Christine, die es plötzlich mit der Angst zu tun bekam.

»Ich kenne Sie«, sagte die Frau. »Ich bin Deirdre.«

In diesem Moment ging Christine ein Licht auf. Aber der Tornado, die Nervenheilstation, das war doch über hundert Kilometer von hier passiert... unmöglich! Aber es war keineswegs unmöglich. Nur unwahrscheinlich.

»Sie können doch nicht –« begann sie ungläubig.

Sie kam nicht dazu weiterzusprechen, denn geschmeidig wie eine Raubkatze stürzte sich Deirdre auf sie, rammte ihr den Ellbogen in den Bauch und stieß sie nach hinten.

Christine spürte, wie sich die Geländerstange direkt unter ihrem Gesäß gegen ihre Oberschenkel drückte. Deirdre grinste und schlug sie mit der Faust zwischen die Brüste, so daß sie rücklings über das Geländer stürzte. Sie schaffte es jedoch gerade noch, sich mit der Hand am unteren Teil des Geländers festzuhalten. Vor Entsetzen blieb ihr fast das Herz stehen, als sie davon abglitt. Aber es gelang ihr, sich noch so weit herumzudrehen, daß sie sich, zwanzig Stockwerke über der Sixth Street hängend, erst mit einer Hand, dann auch noch mit der anderen am gefliesten Rand der Terrasse festhalten konnte. Sie versuchte zu schreien, aber ihre Luft reichte nur für ein leises Winseln. Ihre Finger begannen von den glatten Fliesen abzurutschen.

Dann beugte sich Deirdre über sie und lächelte auf sie hinab. Veronica Lake, schoß es Christine unsinnigerweise durch den Kopf. Das war die Filmschauspielerin, an die Deirdre sie erinnerte, obwohl sie, abgesehen von den Haaren, überhaupt nicht wie Veronica Lake aussah.

»Bitte!« stieß Christine mit gepreßter Stimme hervor. Auf der verzweifelten Suche nach einem Halt scharften ihre Füße hektisch über die Wand des Gebäudes, fanden dort aber nichts als rauhen Stein. Sie verlor einen Schuh. Er fiel in die Tiefe und mit ihm ihr Herz.

Deirdre bückte sich und streckte ihr die Hände entgegen, so daß sie einen Augenblick lang dachte, Deirdre würde sie an den Handgelenken packen und hochziehen. Das Ganze war nur ein Scherz! Ein böser Scherz!

Statt dessen stützte sich Deirdre mit den Handflächen auf Christines Knöchel und drückte ihre Finger gegen die harte Kante. Und dann legte sie sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihre Handballen und begann Christines Finger mit leichten Drehbewegungen förmlich zu zerquetschen. Christine wußte nicht mehr, ob sie sich noch an der Kante festklammerte, oder ob sie nur noch daran hing, weil Deirdre sie mit aller Kraft dagegendrückte.

Dann zog Deirdre die Hände plötzlich zurück und richtete sich auf. Sie blickte grinsend auf Christine hinab und streckte die Arme aus, als höbe sie gleich wie Superman ab.

Als der Druck auf Christines taube Finger so plötzlich nachließ, rutschten sie auf der Stelle ab. Verzweifelt versuchte Christine noch einmal Halt zu finden, aber sie hatte kein Gefühl mehr in ihren Fingerspitzen.

An diesem Punkt – als ihr klar wurde, daß sie sich nicht mehr festhalten konnte – lösten sich ihre Stimmbänder wieder, und sie begann zu schreien.

Sie schrie bis zur Straße hinunter.

Nachdem sie alle erst ein paar Sekunden vor Entsetzen wie gelähmt dagesessen hatten, sprangen die Gäste des Dachrestaurants auf, um nachzusehen, was passiert war. Angeführt von dem befrackten Kellner, brachen sie zwischen dem dichten Laubwerk der Zierpflanzen hervor. Bis dahin war Deirdre verschwunden.

### 3

Molly Jones ging mindestens viermal die Woche morgens im Central Park joggen. Die Strecke, die sie lief, betrug etwa zehn Kilometer, hatte sie ausgerechnet, nachdem sie in der Times einen Artikel übers Joggen gelesen hatte und welche Schuhe für die verschiedenen Sportarten am besten waren.

Sie selbst trug gut eingelaufene Nikes. Nicht eins dieser modischen Modelle, die bei den Kids in waren, sondern solide Laufschuhe der mittleren Preisklasse, die in dem Artikel nicht erwähnt worden waren. Sie lief, um gesund zu bleiben und lange zu leben, nicht, um einen Basketball besonders elegant in den Korb zu befördern.

Sie war jetzt auf der langen Gerade und näherte sich dem Ausgang zur Central Park South, nicht weit von der Kreuzung von Fifth Avenue und Fifty-eighth Street, wo sie gestern bei F A O Schwarz ein Geburtstagsgeschenk für Michael gekauft hatte. Es war kurz nach Mittag, und ein paar Büroangestellte, die gerade Mittagspause hatten, gingen vorbei – Männer in weißen Hemden und bunt geblühten Krawatten, die sich die Anzugjacken über die Schultern geworfen hatten und sie genau taxierten, als sie mit weit ausholenden Schritten schwer atmend an ihnen vorbeilief. Inzwischen setzte sie bei jedem Schritt mit dem ganzen Fuß auf, und sie hörte und spürte, wie ihre Gummisohlen schwerfällig auf den harten Asphalt klatschten. Außerdem hatte sie Seitenstechen, und die Sehnen in ihren Unterschenkeln fühlten sich zum Zerreißen gespannt an. Ihre Oberschenkel schmerzten und drohten sich jeden Augenblick zu verkrampfen. Sie mußte sich ziemlich quälen, aber sie würde es schaffen. Immer wieder redete sie sich gut zu, daß sie es schaffen würde. Sie atmete rauh und stoßartig. Ein Mann auf einem Mountainbike mußte grinsen, als er sah, wie sie sich anstrengte. Eine zerlumpte alte Frau, die im Schneidersitz auf dem Rasen saß, starrte sie feindselig an; ihr dünnes, graues Haar war wild zerzaust, die klumpige Mülltüte mit ihren Habseligkeiten lag neben ihr wie die schwarze, unheilschwangere Last ihres Lebens.

Molly erreichte die Parkbank, an der sie zu laufen hatte aufhören wollen, rang sich dann aber noch ein paar Schritte mehr ab. Disziplin. Schließlich hörte sie zu laufen auf und ging, die Hände in die Hüften gestemmt, langsam im Kreis herum. Sie war eine mittelgroße, dünne Frau mit einem herzförmigen Gesicht, das häufiger für nett als für schön gehalten wurde. Ihr Becken war eher breit, und ihre Brüste, stellte sie sich manchmal vor, würden gerade in zwei Teetassen passen. Das mit ihren Brüsten hatte ihr, keineswegs abschätzig gemeint, David mal gesagt, als sie sich geliebt hatten.

Sie spuckte aus. Das war nicht sehr damenhaft, aber sie hatte eine Mücke oder sonst irgendein kleines Insekt in den Mund bekommen, als sie an der Bank vorbeigelaufen war. Nachdem sie mit der Zunge eine Weile in ihrem trockenen Mund herumgetastet hatte, gelangte sie zu der Überzeugung, das Insekt wäre weg, aber sie brauchte etwas zu trinken, und zwar schnell. Eine Weile stand sie, die Fäuste immer noch in die Hüften gestemmt, vornübergebeugt da, dann richtete sie sich auf und wischte sich mit dem unteren Teil ihres T-Shirts den Schweiß vom Gesicht.

Sie atmete tief aus und blickte sich um. Die Büroangestellten und der Mann auf dem Rad waren verschwunden. Die alte Frau starrte sie immer noch feindselig an, als hätte sie endlich den Schuldigen für ihr Elend gefunden.

Molly tat die obdachlose Frau leid, doch als sie merkte, daß sonst niemand in der Nähe war, überkam sie auch ein Anflug von Angst.

Im selben Moment kam Bewegung in die Frau auf dem Rasen. Ihre alten Knochen und Sehnen zeigten beim Aufstehen erstaunliche Wendigkeit und Kraft.

Das ist doch vollkommen absurd, sagte sich Molly. Sie war siebenundzwanzig und gut in Form, wenn auch vom Laufen vielleicht ein bißchen erschöpft. Aber dieser heruntergekommenen alten Pennerin könnte sie trotzdem problemlos davonlaufen. Sie hatte nichts zu befürchten.

Trotzdem hatte sie Angst.

Nicht vor der alten Frau, wurde ihr plötzlich bewußt, sondern vor etwas, das sie nicht greifen konnte.

Unter den Bäumen am See kam ein Mann hervor, der zwei schwarze Pudel an der Leine führte. Er ging direkt auf Molly und die alte Frau zu.

Die Frau hob ihren prall gefüllten Plastikbeutel hoch und begann mit einem letzten vernichtenden Blick auf Molly in die entgegengesetzte Richtung davonzuschlurfen. Sie und der Mann, der die Pudel ausführte, gingen in drei Metern Abstand aneinander vorbei, ohne voneinander Notiz zu nehmen – auf demselben Planeten, aber in zwei völlig verschiedenen Welten. Als der Mann an Molly vorbeikam, sah er sie an und lächelte, ging aber weiter. Sie hörte, wie er einen der Pudel anfuhr, als dieser sich für etwas im Gebüsch interessierte und heftig an der Leine zerrte. Mit einem kräftigen Ruck an der dünnen Lederleine zog der Mann den neugierigen Hund an seine Seite zurück und setzte seinen Weg fort.

Molly, scheinbar wieder allein im sonnenlichtgesprenkelten Park, fühlte sich immer noch unwohl, und sie wußte nicht, warum. Es war, als plagten sie die Relikte eines Alptraums, an den sie sich nicht mehr erinnern konnte. Sie kam sich alleingelassen und verletztlich vor. Sie eilte auf das hellere Sonnenlicht und den Verkehrslärm zu, der durch die Bäume entlang der Central Park South drang, und gerade als sie in einen gemächlichen Laufschrift zu fallen begann, schob sich der Schatten einer Wolke über den Weg und die Bäume und verdunkelte Gras und Blätter.

An diesem Punkt merkte sie, daß sie schon seit Beginn ihrer morgendlichen Joggingrunde das vage Gefühl hatte, daß etwas hinter ihr her war und ihr nachstellte.

Sie mußte an die Frau denken, die beim Joggen im Park brutal zusammengeschlagen worden war. Eine Börsenmaklerin oder Finanzberaterin oder etwas in der Art. Sie war wie Molly nichts Böses ahnend durch den Park getrabt, hatte an Aktien oder ihr Liebesleben oder Schatzanleihen gedacht, vielleicht auch an einen Freund, den sie am nächsten Tag zum Lunch treffen wollte – und auf einmal war das alles von einem brutalen Fremden für immer zunichte gemacht worden.

Wie ein kühler Luftzug strich die Angst über Mollys Nacken und Arme, so daß sie

unwillkürlich die Schultern hochzog.

Das ist doch lächerlich, sagte sie sich. Genauso lächerlich wie sich vor einer harmlosen, armen alten Frau zu fürchten, die sich in der Sonne wärmte, vielleicht dem einzigen Freund, der ihr noch geblieben war.

Wie war es wohl, fragte sich Molly, wenn man ohne einen Freund seinem Lebensende entgegenging?

Ohne Liebe.

Dann hatte sie plötzlich nicht mehr das Gefühl, allein zu sein, und auch ihre Angst war schlagartig verflogen. Sie hatte den Park verlassen und ging auf dem Gehsteig, umgeben von mehr Menschen, als sie zählen konnte, und keine fünf Meter von ihr entfernt fuhren Hunderte von Fahrzeugen vorbei, darunter sogar eine Pferdekutsche, die sich auf dem Weg in den Park befand.

Sie war wieder mitten in New York.

Mitten im Leben.

Am Rand des Parks stand Deirdre und beobachtete sie.